



Yaci und ihre Puppe

Yaci wohnte in einem großen Wald in Brasilien. Sie hatte eine kleine Puppe, die Sie sich selbst aus einer Ähre gemacht hatte. Sie hatte sogar ein Kleid aus einer Getreidehülse geschnitten.

Yaci nannte ihre Puppe Couroumine. Sie wusch sie und zog sie an, schaukelte sie in ihrer Hängematte und nahm sie überall hin mit.

«Yaci, Yaci, komm und hilf mir das Haus saubermachen», rief ihre Mutter. Aber Yaci war so mit ihrer Puppe beschäftigt, dass sie nichts hörte. Eines Tages wurde die Mutter sehr böse.

«Du kommst nie, wenn ich dich rufe», sagte sie. «Wenn du nicht gehorchst, nehme ich dir deine Puppe weg.»

Das wollte Yaci natürlich nicht, und sie beschloß, Couroumine zu verstecken. Sie lief zum Fluss, wo sie jeden Tag badete.

Dort traf sie ihre Freundin, die Schildkröte.

«Was suchst du, Yaci?»

«Ich suche einen sicheren Platz, wo ich meine Puppe verstecken kann», sagte sie.

«Das ist einfach», erwiderte die Schildkröte.

«Mach dasselbe wie ich. Um meine Eier zu verstecken, buddle ich ein Loch in den Sand und lege sie hinein.»



Yaci grub ein Loch und legte Couroumine in den warmen Sand. Dann bedeckte sie sie bis zu den Schultern.

«Hab' keine Angst», sagte die Schildkröte, «während ich meine Eier bewache, schaue ich auch nach deiner Puppe.»

Dann kam die Regenzeit. Die Zeit wollte und wollte für Yaci gar nicht vergehen. Sie hätte sehr gerne ihre Puppe besucht, aber es regnete zu heftig.

Aber dann konnte sie eines Tages doch zum Fluss gehen. Es hatte jedoch soviel geregnet, dass der Fluss sehr viel breiter geworden war. Yaci konnte die Stelle einfach nicht wiederfinden, wo sie ihre Puppe versteckt hatte.

Deshalb suchte Yaci ihre Freundin, die Schildkröte. Sie fand sie mit ihren Schildkrötenkindern, denen sie das Schwimmen beibrachte.

Die Schildkröte nahm Yaci zu dem Versteck mit. Aber alles, was man sehen konnte, waren zwei Blätter, die wie zwei kleine Arme aus der Erde herausragten.

Yaci kniete mit Tränen in den Augen nieder, um sie zu betrachten. «Weine nicht», sagte die Schildkröte, «Couroumine ist immer noch hier. Die beiden Blätter, die du siehst, werden wachsen. Sie werden zu einer großen starken Pflanze. Komm im Sommer zurück und du wirst deine Puppe wiederfinden.»

Der Sommer kam, und Yaci ging wieder an den Fluss.

Dort, wo sie Couroumine versteckt hatte, wuchsen viele Ähren mit langen Halmen, die wiegen ihr feines braunes Haar im Wind. Yaci nahm eine Ähre und machte aus einigen Blättern ein Kleid.

«Du bist meine neue Couroumine», flüsterte Yaci. Aus den anderen Ähren, die übrigblieben, machte ihre Mutter einen leckeren Pfannkuchen.



Der Fuchs und der Storch

Einmal lud der Storch den Fuchs zum Mittagessen ein.

Er nahm einen Krug Milch, stellte ihn auf einen Stein, tauchte seinen Schnabel hinein und trank die Milch. Als er seinen Schnabel herauszog, um Luft zu holen, fielen ein paar Milchtropfen auf die Erde. Der Fuchs leckte sie auf.

Als der Storch genug Milch getrunken hatte, fragte er den Fuchs: «Hast du deine Milch getrunken, Bruderherz? Hast du deinen Anteil gehabt?»

«Ja», sagte der Fuchs, «und ich möchte, dass du morgen mein Gast bist und mit mir isst.»

Wie besprochen, trafen sie sich am nächsten Tag sehr früh an einem steinenübersäten Platz.

Nun war der Fuchs an der Reihe, einen Krug Milch zu bringen. Er brachte ihn zu einem Stein und schlug ihn dagegen. Der Krug zerbrach, und die Milch lief über den Stein. Der Fuchs leckte die Milch auf, während der Storch leer ausging.

Dann fragte ihn der Fuchs: «Nun, mein Bruder, hast du deine Milch getrunken? Hast du deinen Anteil bekommen?» «Ach, mein lieber Bruder, du hast mich übertölpelt.»

«Ich habe dir nur das zurückgegeben, mein Bruder, was du mir gegeben hast.»



Die Spiegel der himmlischen Feen

Es war der Geburtstag des Kaisers der Himmel, und alle, die in den Himmeln arbeiteten, feierten ihn.

Zwei himmlische Feen, die den ganzen Tag lang Wolken webten, waren alleine. «Hast du dir schon einmal überlegt, wie langweilig es ist, immer in Glückseligkeit zu leben, jeden Tag Nektar zu trinken und Wolken zu weben?»

Unsere beiden Feen langweilten sich, sie langweilten sich zu Tode.

«Weißt du, meine liebe Schwester», meinte die jüngere, «ich würde es wirklich vorziehen, auf der Erde zu leben, als mich hier oben ewig zu langweilen. Die Menschen wissen gar nicht, wie glücklich sie sind. Immer haben sie eine Menge zu tun, und jeder Tag bringt ihnen etwas Neues. Ich weiß, dass mir das gefallen würde.» «Mir auch! Weißt du eigentlich, wie wunderschön ihre Berge und Flüsse sind?... Was hältst du davon, wenn wir uns aufmachen und dorthin gehen?» fragte die andere.

Die beiden Feen schlichen sich aus dem Himmel und gingen zum Südtor, das zur Erde führt. Die Wache schlief. Die beiden Mädchen schlüpfen ganz leise nach draußen.

«Nun, meine liebe Schwester», sagte die jüngere, «soll jede ihren eigenen Weg gehen. Du gehst nach Süden und ich nach Norden. Wenn wir jemanden treffen, der Hilfe benötigt, werden wir bei ihm bleiben.»

Und so trennten sich die Wege der beiden Feen. Sie liebten die Erde und dachten gar nicht mehr zurück an den Himmel.

Aber wie ihr wisst, dauert nichts ewig. Hundert Jahre waren die beiden schon auf der Erde: 100 Jahre, das sind genau sieben Himmelstage. Die Geburtstagsfeier war vorbei, und der Kaiser der Himmel suchte die beiden Mädchen. «Wo mögen sie nur hingegangen sein?» murmelte er. «Es hat lange Zeit nicht geregnet und ich brauche dringend ein paar Sturmwolken. Die sollten so schnell wie möglich gewebt werden.»

Die Diener kamen bald zurück und berichteten dem Kaiser, dass das Südtor offenstünde und die beiden wahrscheinlich geflohen seien.

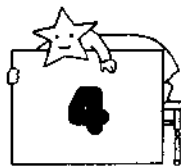
«Das ist wohl die Höhe», schrie der Kaiser. «Bringt sie sofort zurück, oder es wird auf der Erde niemals mehr regnen.»

Die Himmelsboten schwebten auf die Erde, um die Feen zu suchen. Nach langer Zeit fanden sie die beiden. Mit gesenktem Kopf und Tränen in den Augen gingen sie mit.

Als sie am Südtor ankamen, sagte die Jüngere: «Meine liebe Schwester, ich glaube, ich sterbe vor Kummer, wenn ich die Welt nicht wiedersehen darf.»

Die ältere Schwester schüttelte den Kopf, seufzte und sagte: «Ich habe eine Idee. Lass uns unsere Spiegel auf die Erde werfen, dann können wir wenigstens dort hineinschauen.» Gesagt, getan.

Die Spiegel wurden hinuntergeworfen und fielen auf die Erde, wo sie sich in zwei bezaubernde Seen verwandelten. Das klare Wasser spiegelte die Berge, Wälder, Hügel und die Menschen wider.



PORTUGAL

Der Himmel

Oh, mein lieber Himmel, du bist wunderschön
gekleidet in diesem hübschen hellen Blau,
ich fühle, dass du mich liebst.

Oh, mein lieber Himmel,
du hast die Farbe der Augen meiner Mutter.



Der unzufriedene Fisch

Vor langer Zeit lebten viele kleine Fische in einem Teich.

Die meisten waren glücklich und freundlich. Aber es gab einen Fisch, der größer und stärker war als alle anderen. Er gab sehr an, um den anderen zu beweisen, dass er etwas Besseres wäre als sie.

«Junge», sagte er, wenn ihm einer zu nahe kam, «wirbele nicht so um mich herum. Hau ab!»

Eines Tages sagte ein älterer Fisch zu dem großen: «Warum verlässt du nicht unseren kleinen Teich und lebst in dem großen Fluss? Ein so wichtiger und großer Fisch wie du sollte sich nicht mit uns kleinen abgeben, sondern mit gleichgroßen zusammenleben.»

Der große Fisch überlegte sich diesen Vorschlag einige Tage und beschloss dann, sein Heim zu verlassen und sich ein besseres zu suchen. «Mein Freund hat recht», sprach er zu sich selbst, «keiner weiß, wie leid ich diese kleinen Fische bin! Wenn die Flut kommt, soll sie mich in den großen Fluss tragen.»

Nach einigen heftigen Regentagen kam eine große Flutwelle. Der große Fisch legte sich auf die Welle und ließ sich von ihr in den Fluss tragen. Dann dachte er über das gute Leben nach, das ihn erwartete.

Er ruhte sich einige Augenblicke aus. Plötzlich merkte er, dass vier oder fünf Fische über seinem Kopf herumschwammen, die viel größer waren als er. Einer schaute auf ihn herunter und sagte barsch: «Aus dem Weg, Du Winzling! Weißt du nicht, dass dies unser Jagdrevier ist?»

Der arme Fisch versteckte sich schnell hinter Algen, als

plötzlich ein schwarzer und ein weißer Fisch mit aufgerissenen Mäulern auf ihn zuschossen.

Die hätten ihn ganz bestimmt gefressen, wenn es ihm nicht im letzten Augenblick gelungen wäre, sich zu verstecken.

«Du meine Güte», sagte er völlig außer Atem, «ich hoffe, dass es von der Sorte nicht noch mehr in diesem Fluss gibt. Wie soll ich sonst wohl überleben, wenn ich mich den ganzen Tag verstecken muss und keine Zeit finde, mir mein Essen zu suchen?»

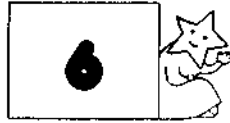
Als es Nacht wurde, schlüpfte er aus seinem Versteck, um nach einem Abendessen Ausschau zu halten. Plötzlich fühlte er einen starken Schmerz am Schwanz und als er sich umdrehte, blickte er in das bärtige Gesicht eines riesigen Tigerfisches.

Er wollte schon mit dem Leben abschließen, als ein Boot über sie hinwegfuhr. Das wirbelte das Wasser so auf, dass ihm die Flucht vor dem Tigerfisch gelang und er sich im Sand verstecken konnte.

«Ach, könnte ich doch nur zurück in meinen Teich, ich würde nie wieder schimpfen», sprach er zu sich selbst.

Er schwamm langsam über den Flussgrund, bis er die Stelle wiederfand, wo er zuerst angekommen war. Dann sprang er mit einem Riesensatz aus dem Fluss auf die Flutwelle. Als ihn schon die Kräfte verließen, fand er sich plötzlich in seinem kleinen Teich wieder. Völlig entkräftet blieb er auf dem Grund liegen, zu müde, um sich zu bewegen.

Von dieser Zeit an konnten die kleinen Fische um ihn herumspielen, wie sie Lust hatten. Nie wieder sagte der große Fisch, dass er zu fein sei, unter ihnen zu leben.



Der Zauberstein

Alfonso war ein junger Mann aus Temuco im Süden von Chile. Als er eines Tages über Land ritt, erschreckte ihn plötzlich eine laute Stimme, die beschwörend sagte:

«Oh, du großer Stein, Du weißt, dass ich ein ehrlicher, einfacher Mann bin. Ich bringe dir, was ich erübrigen kann. Bitte Sorge dafür, dass ich schöne fette Schafe, einige Pferde und Ochsen finde.»

«Potz Blitz», dachte Alfonso, «ich glaube, ich habe einen Dieb erwischt.»

«Halt, bleib stehen!» schrie Alfonso, als der Mann sich auf sein Pferd schwingen wollte. «Wo willst du hin?»

«Ich reite zum Markt, um mir gesundes Vieh zu kaufen, denn mein eigenes ist schon zu alt, um noch für mich zu arbeiten», antwortete ihm der Mann.

«Aber warum hast du etwas auf diesem Stein liegenlassen?» fragte Alfonso.

Der Mann antwortete schnell, während er sein Pferd bestieg: «Dies ist ein ganz besonderer Stein, der denen, die in Not sind und zu ihm kommen, Essen oder Geld gibt. Wenn du erhalten hast, was du brauchst, musst du ihm aber etwas von dir dalassen, und sei es noch so wenig. Wer das nicht tut — so sagt man — wird diesen Ort nie verlassen können.» Dann ritt der Mann davon.

Alfonso wartete, bis der Mann weit weg war, bevor er sich dem Stein näherte. Er betrachtete den Stein sehr vorsichtig. Da

sah er, dass in dem Stein viele Mulden waren, in welche die Menschen Dinge wie Essen oder Geld hineingelegt hatten.

Alfonso sah, dass Menschen extra hierher gekommen waren, um die Sachen, die sie zuviel hatten, in den Stein zu legen. Deshalb waren immer Dinge da für solche, die in Not waren.

Alfonso wurde sehr aufgeregt, als er das viele Geld sah und daran dachte, wie viele schöne Dinge er sich dafür kaufen könnte. Obwohl er große Angst hatte, nahm er alles Geld an sich. Dann bestieg er schnell sein Pferd, um nach Hause zu reiten. «In zwei Stunden werde ich in Temuco sein», dachte er.

Er war überglücklich... aber nach drei Stunden war er immer noch weit von Temuco entfernt. Er meinte, er wäre vielleicht zu müde und hätte den falschen Weg eingeschlagen. Deshalb beschloss er, die Nacht dort zu verbringen, wo er gerade war. Er fand eine Lichtung mit einem schönen glatten Stein, auf den er seinen Kopf legen konnte. Aber Alfonso hatte schreckliche Alpträume. Die waren so fürchterlich, dass er schweißgebadet aufwachte. Krank und schwach wie Alfonso sich fühlte, versuchte er, am nächsten Morgen früh aufzustehen. Wie eiskalt der Stein war, auf dem sein Kopf gelegen hatte. Als die Sonne höher stieg, konnte er besser sehen: Es war der Zauberstein!

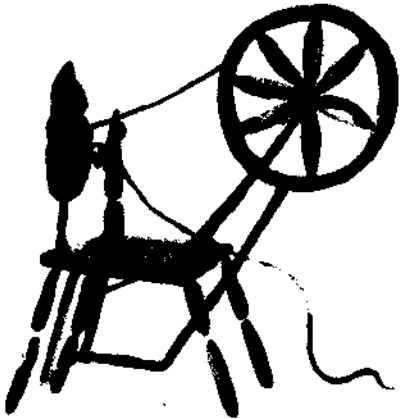
Alfonso konnte das Geld nicht schnell genug aus seinen Taschen holen, um es wieder loszuwerden. Als er alles auf den Stein zurückgelegt hatte, verschwanden auch seine Kopfschmerzen, und er fühlte sich viel besser. Alfonso ritt weg, und in weniger als zwei Stunden erreichte er Temuco.

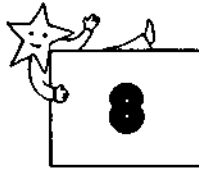


Die Mondbewohner

Jedes Mal, wenn ich in einer hellen Mondnacht im Bett liege, fällt mir eine Gute-Nacht-Geschichte ein, die mir meine Mutter immer erzählte.

Lang, lang ist's her, da waren eine Hexe und eine Eule die einzigen Mondbewohner. Wenn die Hexe am Spinnrad saß, erzählte sie der Eule vom Leben auf der Erde. Die Eule war von den Geschichten so angetan, dass sie beschloss, sich die Erde anzuschauen. Nach vielem Bitten und Betteln war die Hexe damit einverstanden, die Eule an einem Faden herabzulassen. Bald war die Eule auf dem Weg zur Erde. Die Hexe gab all ihr Garn her, doch es reichte nicht bis zur Erde. Die Eule sah so wunderschöne Dinge, dass sie mit aller Kraft an dem Faden zog. Der Faden riss, und die Eule fiel auf die Erde. Nach einiger Zeit stellte die Eule fest, dass die Erde voller Gefahren war, und sie beschloss umzukehren. Doch der Faden war nicht mehr da. Deshalb schreit die Eule in hellen Mondnächten, in der Hoffnung, dass die Hexe einen Garnfaden schickt. Aber was ist mit der Hexe geschehen? Niemand weiß es.





Mahura, das Mädchen, das zuviel arbeitete

Vor langer Zeit waren Himmel und Erde sehr enge Nachbarn. Die Töchter des Himmels, die Wolken, rollten über den Boden und sprangen bis hinauf in die Äste der Bäume; sein Sohn, der Regen, hatte den meisten Spaß, wenn er in fröhlich dahineilende Flüsse fiel. Selbst kleine Gefälligkeiten erwiesen sich Himmel und Erde manchmal. Wenn es zum Beispiel nicht genug regnete, rief die Erde schnell den Himmel an, er solle die Felder bewässern, und der Himmel sandte ihr seinen Sohn, den Regen.

Eines Tages bekam die Erde eine Tochter — Mahura. Sie hatte nur einen Fehler, sie arbeitete zuviel.

Jeden Abend um die selbe Zeit holte Mahura Mörser und Stößel hervor und begann Hirse und Maniokwurzeln zu zerdrücken und zerstoßen. Aber der Stößel war so lang, dass sie jedes Mal, wenn sie ihn hochhob, dem Himmel schmerzhaft gegen die Stirn stieß.

«Oh, entschuldige bitte, Himmel», sagte sie dann. «Würde es dir etwas ausmachen, ein bisschen höher zu gehen? Ich habe nicht genug Platz für meinen Stößel.»

Der Himmel rieb sich die Beule an der Stirn und rutschte ein bisschen höher.

Mahura zerstampfte und zerdrückte weiter Hirse und Maniokwurzeln. Je mehr sie arbeitete, desto länger wurde ihr Stößel, so dass er immer wieder gegen den Himmel

stieß. Der wich jedes Mal ein Stückchen nach oben aus und nahm seine verspielten Töchter, die Wolken, und seinen Sohn, den Regen, mit sich, die sehr weinten.

Das wiederholte sich nun jeden Tag. Eines Abends war es der Himmel so leid, dass er beschloss, all dem ein Ende zu machen. Er war so oft geschlagen worden, dass er nun sehr ärgerlich war. «Ich werde Euch alle verlassen. Dort wo ich hingehe, wird mich nie wieder ein Stößel erreichen.»

Er rief alle kleinen Wolken zusammen und auch den Regen, der sehr traurig war, dass er die Flüsse verlassen musste. Dann gingen sie auf die Reise.

Mahura war sehr unglücklich und wollte, dass man ihr vergab; im Fluss fand sie ein großes Goldstück und in einer Höhle einen Silberstein. Dem Goldstück gab sie den Namen «Sonne» und den Silberstein nannte sie «Mond». Sie ließ die beiden sehr hoch fliegen mit einer ganz besonderen Botschaft an den Himmel.

Wenn du diese Geschichte nicht glaubst, dann schau einmal nachts zum Himmel. Da kannst du feststellen, dass die Sterne ganz einfach die Stellen sind, wo Mahura den Himmel getroffen hat. Ganz bestimmt hast du schon Leute sagen hören, der Mond scheint wie Silber und die Sonne wie Gold.



U.S.A.

Grauer Pfeil lernt seine Lektion

Grauer Pfeil war ein zwölf Jahre alter Indianerjunge. Er hätte gern gewusst, warum sein Freund Kleiner Bär zu jedem Fest immer einen kleinen Sack mitbrachte. «Warum ist er so gefräßig?» fragte er sich.

Kleiner Bär kam wirklich immer als erster zum Essen und ging als letzter.

«Vater, wo lässt Kleiner Bär das ganze Essen?» fragte Grauer Pfeil. «Er ist weder groß noch dick. Aber warum hat er immer einen kleinen Sack mit?»

«Grauer Pfeil, spioniere nicht deinem Freund nach. Das macht man nicht», antwortete der Vater.

Aber Grauer Pfeil hatte beschlossen herauszufinden, warum Kleiner Bär so gefräßig war. Als wieder einmal ein Fest stattfand, kam Kleiner Bär wie immer als erster. Wie immer hatte er auch seinen kleinen Sack dabei.

Als das Essen fertig war, setzte sich Kleiner Bär wieder als erster hin. Um herauszufinden, was los war, setzte sich Grauer Pfeil direkt neben ihn. Grauer Pfeil beobachtete ihn aus den Augenwinkeln, aber Kleiner Bär hatte etwas bemerkt.

«Ich bin heute zittrig», sagte Kleiner Bär, und ließ ein Stück Fleisch fallen. In Wirklichkeit jedoch, fiel das Essen in den offenen Sack, der zu seinen Füßen lag.

Als das Fest zu Ende war, nahm Kleiner Bär seinen Sack und ging nach Hause. Grauer Pfeil folgte ihm unbemerkt.

Kleiner Bär ging zu einer kleinen Lehmhütte im Wald. Dort öffnete er seinen Sack und gab das Essen einer kleinen, alten Frau

Fünf hungrig aussehende Kinder rannten aus der Hütte.

«Kleiner Bär, dank diesem Essen werden wir heute Nacht besser schlafen. Wir sind so glücklich, dass du unser Freund bist», sagte das älteste Kind.

«Ihr solltet jetzt besser essen, solange es noch warm ist», sagte Kleiner Bär.

Sehr beschämt kniete Grauer Pfeil hinter einem Busch. Jetzt hatte er die Antwort auf seine Frage. Grauer Pfeil ging langsam nach Hause. Dort erzählte er seinem Vater, was er gesehen hatte. «Vater, ich schäme mich so», weinte er.

«Mein Sohn, urteile niemals über einen anderen, es sei denn, du hättest selbst gesehen, dass er etwas Böses tut», sagte sein Vater.

«Ganz bestimmt nicht, das mache ich nie wieder. Ich gehe jetzt und bringe den Kindern selbst etwas zu essen», versprach Grauer Pfeil.

Er nahm Pfeil und Bogen und ging zur Jagd.



Warum das Kaninchen mit der Nase zuckt

Vor langer Zeit war das Kaninchen für seine Weisheit berühmt. Deswegen war der Frosch sehr neidisch, und er beschloss, das Kaninchen lächerlich zu machen. Er versteckte sich unter einem Stein, und als das Kaninchen vorbeibummelte, schrie er: «Quakquak!». Das Kaninchen sprang vor Schreck in die Luft und lief weg.

Als es weglief, stieß es gegen einen Kürbis. Der Kürbis rollte gegen eine Sesampflanze, die sofort ihre Samen austreute. Ein kleiner Vogel, der in diesem Augenblick darüber hinwegflog, bekam einige Samen in die Augen, so dass er nichts mehr sehen konnte. Deshalb setzte er sich auf eine Bambuspflanze. Der Bambus zerbrach und fiel auf eine Schlange, die darunter schlief. Die stieß vor Schreck gegen ein Wildschwein, das gerade eine Gurke aß. Das Schwein ließ die Gurke fallen, und diese rollte in einen See. Dort lebte ein Drache, der auf dem Grund des Sees tief und fest schlief. Der war nicht fröhlich, als die Gurke ihn traf.

«Du wirst sterben», schrie der Drache die Gurke an. «Oh, mein Herr», sagte die Gurke, «ich bin dafür nicht verantwortlich. Das Wildschwein hat mich gestoßen.»

Der Drache verließ seinen See und suchte das Schwein.

«Du wirst sterben», fauchte er.

«Oh, mein Herr», antwortete das Schwein, «ich kann nichts dafür, die Schlange hat mich geschubst.»

Der Drache verfolgte die Schlange und hatte sie bald gefunden.

«Du wirst sterben», brüllte er.

«Oh, mein Herr», wimmerte die Schlange, «ich habe keine Schuld. Der Bambus fiel auf mich drauf.»

Der Drache ging zum Bambus, der den Vogel anklagte. Dieser meinte, die Sesampflanze wäre schuld. Die Pflanze schob die Verantwortung dem Kürbis zu, der jedoch sagte, dass es das Kaninchen gewesen wäre.

Zum Schluss fand der Drache das Kaninchen und tobte: «Du wirst sterben.»

«Oh, mein Herr», antwortete das Kaninchen, «mich darfst du nicht tadeln. Ein Monster, das unter dem Stein sitzt, hat mich fürchterlich erschreckt.»

Der Drache schaute unter dem Stein nach, aber der Frosch war längst über alle Berge. Der Drache ging zurück und grollte: «Du kleiner Lügner, da ist kein Monster, und nun musst du sterben.»

Das arme Kaninchen zitterte von Kopf bis Fuß, und seine Nase zuckte und kräuselte sich vor Furcht nach oben. Der Drache musste darüber so lachen, dass er kaum aufhören konnte. Das gab ihm seine gute Laune zurück und er ging zum See zurück, ohne dem Kaninchen etwas zu tun.

Von diesem Tag an zuckt das Kaninchen mit der Nase.



Sindano

Jeden Freitag- und Samstagabend setzte sich Sindano auf die Mauer der Bar, in die viele hundert Menschen zum Tanzen kamen. Nach einer halben Stunde wurde er jedes Mal von dem Aufpasser vertrieben. Trotzdem war er glücklich, wenn er wenigstens einige Lieder hören konnte. Sindano sang sie die ganze Zeit bis zum nächsten Wochenende vor sich hin.

Einmal, als man ihn noch nicht vertrieben hatte, begann Sindano zu träumen, wie wundervoll es wäre, reich zu sein. Dann würde er sich eine Gitarre und ein paar Trommeln kaufen. Eine ganze Band könnte ihm gehören. Und alle Kinder aus der Nachbarschaft würden kommen und ihm zuhören.

Plötzlich wurde er aus seinen Träumen gerissen. Der Aufpasser kam und schrie: «Verschwinde, aber schnell!»

Sindano sprang schnell hinunter, wurde aber von dem Aufpasser am Arm festgehalten und in den Tanzsaal gezogen. «Hier, Chef», sagte der dicke Aufpasser zu einem gut gekleideten, großen Mann, «das ist unser berühmter Zaungast. Jede Woche kommt er und sitzt auf der Mauer. Ein fauler, kleiner Landstreicher!»

Da wurde Sindano sehr wütend. Am liebsten hätte er ihnen gesagt, dass er ein großer Musiker wäre und kein fauler Landstreicher.

«Nun, bist du wirklich faul?» fragte ihn der Barbesitzer. «Du wirst bei uns Gläser spülen. Dann finden wir heraus, ob du faul bist.»

Sindano lächelte nur. Er spülte und trocknete die Gläser so gut, dass ihm der Besitzer sagte, er könne dableiben.

An Sindanos strahlendem Gesicht sah man, wie gut ihm dieser Vorschlag gefiel.

An diesem Abend sang der berühmte Star Franco aus Kinshasa in der Bar, und Sindano war sehr aufgeregt. Wenn er doch auch nur eines Tages wie Franco spielen und singen dürfte. Wenn er doch nur für seine Lieder leben dürfte und auf einer Melodie ins Traumland fliegen könnte. Er traute sich auch zu, selbst Lieder zu schreiben.

Franco sang einige Lieder, dann war er durstig. Er ging in die Küche und bat um ein Glas Wasser. Der kleine Junge war ganz aufgeregt. «Hier», sagte Sindano, «das Glas glänzt vor Sauberkeit.»

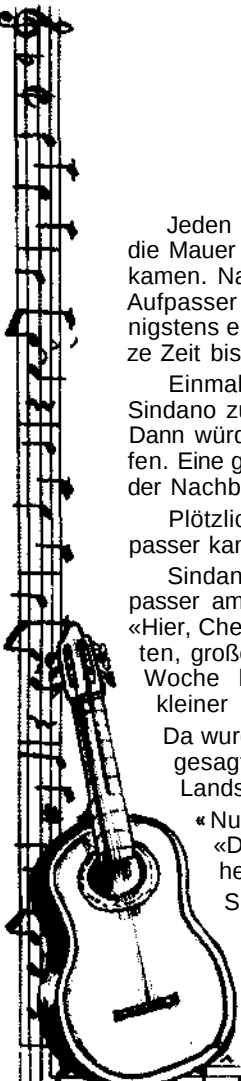
Franco lächelte und fragte: «Gehst du noch zur Schule?» Zögernd antwortete Sindano: «Manchmal...»

«Was möchtest du gerne werden, wenn du groß bist?» Sindano strahlte: «Ich möchte so ein Musiker werden wie du.» Franco stellte sein Glas hin und schaute ihn lange an. «Dann solltest du aber öfter zur Schule gehen. Weißt du, Musik ist nicht nur ein Traum, sondern sehr harte Arbeit, genau wie Gläser spülen.»

Als er Sindano ansah, merkte Franco, dass er einen Traum zerstört hatte. In Sindanos Augen fand er sich selbst als Kind wieder.

«Hör zu», sagte Franco, «wenn du versprichst, immer zur Schule zu gehen, dann schenke ich Dir eine Gitarre und bringe dir bei, wie man darauf spielt. Einverstanden?»

«Aber klar», freute sich Sindano. «Einverstanden, einverstanden», sang Sindano, während er die Gläser abtrocknete. Gleich morgen würde er zur Schule gehen und alles lernen. Und eines Tages würde er dann bestimmt auch ein großer Musiker werden.



Der Bambuskorb

In einer kleinen Stadt lebte ein armer Mann mit seiner Frau, seinem kleinen Sohn und seinem alten Vater.

Mit der Zeit wurde der alte Mann immer schwächer, aber weder der Sohn noch die Schwiegertochter wollten nach ihm sehen.

Von Tag zu Tag ging es dem alten Mann schlechter, und der Sohn und seine Frau wurden immer ärgerlicher. Deshalb beschlossen sie, ihn auszusetzen. Der Mann wollte deshalb einen großen Korb aus geflochtenem Bambus kaufen, seinen Vater reinsetzen und ihn weit forttragen.

«Ich werde ihn einfach unter einem Baum in der Nähe der Straße absetzen. Vielleicht erbarmt sich einer und nimmt ihn mit», meinte der Mann.

Sie wussten nicht, dass ihr kleiner Sohn das ganze Gespräch be-lauscht hatte. Als der Vater auf den Markt ging, um den Bambuskorb zu kaufen, fragte er die Mutter: «Warum wollt ihr Großvater aussetzen?»

Die Mutter antwortete schnell: «Wir wollen ihn nicht loswerden. Dein Vater bringt Großvater nur an einen Ort, wo es ihm besser geht als hier.»

«Wer wird aber dann auf Großva-ter aufpassen?»

«Mach dir keine Sorgen. Es gibt viele gute Menschen, die sich sei-ner annehmen werden», antwortete die Mutter.

Nach Sonnenuntergang kam der Mann mit einem riesigen Bambus-korb zurück und setzte den alten Mann hinein.

«Was macht ihr mit mir?» schrie der alte Mann voller Angst.

«Vater, du weißt, daß wir dich nicht länger behalten können. Ich bringe dich an einen heiligen Ort, wo jedermann sehr nett zu dir ist», er-klärte ihm der Sohn.

Aber der alte, Mann ließ sich nicht zum Narren halten. «Was bist du nur für ein Sohn», schrie er. «Denkst du nicht mehr an die Zeit, als du klein warst und ich auf dich aufpasste. Ist das der Dank?»

Der Sohn wurde sehr wütend. Schnell hob er den Korb mit seinem Vater darin auf den Rücken und lief aus dem Haus.

Der kleine Junge rief seinem Vater nach: «Vater, wenn du Großvater ausgesetzt hast, bring bitte den Korb wieder mit. Den können wir noch gut gebrauchen, wenn du alt bist, und ich dich loswerden will.»

Als der Mann diese Worte hörte, zitterten ihm die Knie. Er hielt an, denn es war ihm unmöglich, noch einen Schritt weiterzugehen. Dann drehte er sich um und trug seinen alten Vater wieder nach Hause zu-rück.





Der Schwanz des Bären

Eines Tages traf der Bär den Fuchs mit gestohlenen Fischen, die an einer Schnur aufgereiht waren.

«Das ist ein schöner Fang», sagte der Bär. «Wo hast du die her?»

«Oh, Herr Bär, ich war fischen und habe sie gefangen», antwortete der Fuchs.

Der Bär, der sehr gern Fisch aß, wollte auch angeln lernen. Er fragte den Fuchs, ob er ihm das beibringen könnte.

«Oh, das ist für Dich sehr einfach», lächelte der Fuchs, «Du wirst es schnell lernen. Du musst nur auf den zugefrorenen See gehen, ein Loch in die Eisdecke bohren und deinen Schwanz hineinhängen. Du musst ihn ziemlich tief hineinhalten. Es darf dir nichts ausmachen, wenn dein Schwanz ein bisschen weh tut. Das bedeutet nur, dass ein Fisch anbeißt,

und manchmal beißen sie ein bisschen kräftig zu. Je länger du deinen Schwanz ins Wasser hältst, desto mehr Fische beißen an. Wenn du meinst, du hättest genug, ziehst du deinen Schwanz mit einem kräftigen Ruck wieder aus dem Wasser.»

Der Bär machte alles so, wie der Fuchs es ihm geraten hatte. Er bohrte ein Loch in das Eis und setzte sich. Dann ließ er seinen Schwanz ins Wasser hängen und wartete. Je mehr ihm sein Schwanz weh tat, desto größer wurde seine Freude, denn er bildete sich ein, dass er schon viele Fische gefangen hätte.

Als der Bär dann meinte, es wäre genug, merkte er, dass sein Schwanz festgefroren war. Er zog und zerrte, bis es plötzlich einen Ruck gab und er frei war.

Von diesem Tag an hat der Bär nur noch einen ganz kurzen Schwanz.



Anansi und die Bananen

Es war Markttag, aber Anansi hatte kein Geld und nichts, was er auf dem Markt verkaufen konnte. Wie konnte er für seine Frau Crooky, seine drei Kinder und sich selber etwas zu essen besorgen?

«Ich werde sehen, dass ich Arbeit finde, um Essen zu kaufen», entschied Anansi.

Anansi lief bis mittags umher, aber er fand nichts. Deshalb legte er sich in den Schatten eines großen Mangobaumes, um ein wenig zu schlafen. Als es abends kühl wurde, ging er nach Hause.

Er fühlte sich schlecht, weil er mit leeren Händen nach Hause kam. Gerade als er überlegte, was er noch tun könnte, stand er seinem alten Freund Rat gegenüber, der mit einer großen Staude Bananen auf dem Kopf auf dem Heimweg war.

«Wie geht es dir, mein Freund Rat? Ich habe dich lange nicht gesehen», sagte Anansi.

«Oh, ich komme so hin... aber wie steht's mit dir und Deiner Familie?» antwortete Rat.

Anansi hatte Tränen in den Augen, als er sagte: «Ach, Bruder Rat, ich bin gestern und heute den ganzen Tag herumgelaufen und habe kein Essen gefunden, das ich nach Hause bringen könnte. Die Kinder werden nur Wasser zum Abendbrot haben.»

«Das tut mir leid. Ich weiß, wie ich mich fühlen würde, wenn ich ohne Essen zu meiner Familie käme», sagte Rat.

Anansi sah auf Rats Bananen und sagte: «Mein Freund, was hast du für eine schöne Bananenstau-

de! Wo hast du die her in diesen schweren Zeiten?»

«Das ist alles, was auf dem Feld übriggeblieben ist, Anansi. Diese Staude muss reichen, bis die Erbsen reif sind.»

«Aber die werden bald reif sein», sagte Anansi. «Kannst du mir nicht eine oder zwei Bananen geben? Meine Kinder haben sonst nichts zu essen.»

Rat zählte alle Bananen sehr sorgfältig und brach schließlich vier der kleinsten für Anansi ab.

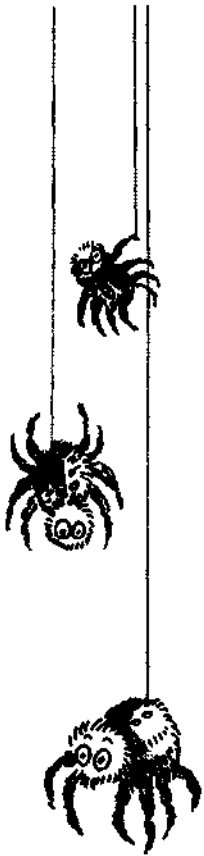
«Ich danke dir, ich danke dir, Freund Rat», sagte Anansi, «aber wir sind fünf in unserer Familie und du hast mir nur vier Bananen gegeben.» Rat antwortete nicht. Er nahm die schwere Bananenstaude wieder auf den Kopf und ging langsam nach Hause.

Anansi machte sich auf den Weg. Zu Hause rösteten Crooky und er die vier Bananen. Anansi gab jedem Kind eine, die größte aber war für seine Frau bestimmt. Dann setzte er sich mit traurigem Gesichtsausdruck nieder, ohne etwas zu essen zu haben.

«Hast du keinen Hunger, Papa?»

«Doch, mein Kind, ich habe Hunger, aber es ist besser, dass ich hungrig bin, wenn ihr nur alle etwas in den Magen bekommt.»

«Nein, Papa!» riefen die Kinder. «Du musst die Hälfte von uns bekommen.» So teilten sie alle ihre Bananen und gaben Anansi die Hälfte. Zu guter Letzt bekam Anansi mehr als alle anderen.



Die Schildkröte und der Hase

Der Löwe, der König der Tiere, versammelte einst alle Tiere seines Königreichs, um ihnen seine Besorgnis darüber mitzuteilen, dass die Tiere einander nicht helfen. «Wenn wir alle zusammenhalten würden, könnte uns kein Jäger angreifen. Was können wir tun?» fragte der Löwe.

Die Tiere sprachen darüber, da sprang der Hase auf und sagte: «Oh König, ich kann auf mich selbst aufpassen. Wie du weißt, bin ich das schnellste Tier im Walde. Deshalb brauche ich mich nicht zu ändern.»

Da meldete sich die Schildkröte und sagte zu dem Hasen: «Du bist ein dummes Tier. Sogar ich, die Schildkröte, kann dir beibringen, wie wichtig es ist, dass einer dem anderen hilft. Ich will es dir zeigen, indem ich dich beim Wettrennen schlage.»

Die Schildkröte kroch nach Hause und fragte alle Familienmitglieder, ob sie ihr helfen würden. Alle waren einverstanden. Die Schildkröte bat alle anderen, die ihr in Größe und Farbe glichen, nach vorne. «Ich will Euch durchzählen, damit ihr alle Eure Rolle spielen könnt», sagte sie.

«Nummer eins, du versteckst dich hinter einem Busch ungefähr 15 Meter von der Startlinie entfernt. Wenn das Rennen beginnt, und der Hase sich nähert, komm aus deinem Versteck und geh den Weg entlang, ich werde dann in den Büschen verschwinden. Wenn sich der Hase umdreht, wird niemand auf der Strecke zu sehen sein. Nummer zwei, du gehst zehn Meter weiter...»

Jede Schildkröte bekam ihren Platz zugewiesen. Die letzte hatte die besondere Aufgabe, die Ziellinie vor dem Hasen zu überqueren.

Die Tiere waren am nächsten Morgen vor dem Rennen ganz aus dem Häuschen. Der König gab den Startschuss ab. Und der Hase flog wie ein Pfeil davon. Ungefähr zehn Meter nach dem Start schaute er sich um und war erstaunt, die Schildkröte nicht zu sehen. Aber als er geradeaus sah, lief die Schildkröte in der Mitte des Weges.

Der Hase rannte noch schneller. Er war ganz verwirrt. So schnell er auch rannte, immer war die Schildkröte vor ihm und sumnte ein Liedchen.

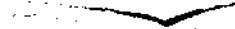
Gerade, als der Hase sich über die Ziellinie warf, hörte er einen Jubelschrei: «Die Schildkröte hat gewonnen!»

Der König fragte die Schildkröte, wie sie denn den Hasen geschlagen hätte.

«Hm, Majestät, meine ganze Familie hat mir geholfen, weil alle mit mir unter einer Decke steckten.» Dann erklärte die Schildkröte, wie sie und ihre Familie in Zusammenarbeit das Rennen gewonnen hatten.

Der weise König war sehr erstaunt und sagte zu der Menge: «Lasst uns von der Schildkrötenfamilie lernen. Sie hat uns gezeigt, wie viel es wert ist, wenn man einander hilft.»

Und von diesem Tage an begannen viele Tiere enger zusammenzurücken: Die Vögel flogen in Schwärmen, und die Ameisen begannen in großen Staaten zu leben. Nur der Hase lebte weiter alleine und verließ sich darauf, dass seine Schnelligkeit ihn schon schützen würde.





Herbstmorgen

Berge wie Eis,
Gras, auf dem Tautropfen wie Diamanten glänzen,
ein silbrig leuchtendes Blau am Himmel,
das wie ein Kreis aussieht.
Hastige Flügelschläge der Vögel am Himmel,
moosbewachsene Dächer, auf denen Regentropfen liegen,
Bäume, die ihr Herbstkleid angezogen haben,
silbrig glänzende Dächer,
die Sonne leuchtet wie eine goldene Perle,
die Luft sieht aus wie Blattgold,
der Wind streichelt mein Gesicht,
Kinder spielen Fußball.
Wie viele wunderbare Dinge gibt es auf
dieser Welt zu sehen und zu hören.

Der Hahn und der Edelstein

Ein armer, hungriger Hahn hatte seine Hennen verlassen. Schwach wie er war, suchte er nach Nahrung, um zu überleben. Er pickte an Holzstücken, unter Blättern, an jedem Felsen oder Kieselstein, den er nur finden konnte.

Plötzlich blieb der Hahn stehen. Genau vor ihm lag ein Stein, der ganz anders aussah als all die Kieselsteine drumherum. Er glänzte und glitzerte im Sonnenschein.

Nachdenklich schaute er ihn an und plötzlich wusste er, dass dies ein besonderer Stein sein musste. Er hatte eine andere Größe, glühte geheimnisvoll und war sehr rau.

«Die Menschen nennen dich wohl einen Edelstein», krächte der hungrige Hahn, «aber ungewöhnlich oder nicht, etwas Besonderes oder nicht, für mich bist du völlig wertlos.»

Und der spindeldürre Hahn ließ den Edelstein liegen und pickte weiter.



Der Frieden und die Kinder der Welt

Wenn ich morgens in die Augen meiner Mutter schaue,
überrascht mich jedes Mal auf's Neue meine Kindheit.
In dem zärtlichen Herzen meiner Mutter sehe ich mich
wie eine behütete Blume wachsen.
Ich sende meine Liebe aus bis zur Küste,
wo das Meer meine Gefühle und Zuneigung mit sich fortträgt.
Ich bin klein, ich bin ein Kind,
ich liebe die Tauben mit ihrem weißen Flügelschlag,
ich liebe den Frieden, die unschuldigen Blumen,
jeden Tag auf's Neue singe ich zu den Kindern,
die wie ich in's Leben treten.
Ich nehme sie an die Hand und im Kreis tanzen wir
fröhlich um die Welt.
Freigebig verteilen wir das Brot des Friedens.

Die Biene

Vor langer, langer Zeit, als sich Himmel und Erde trennten, rief Gott Zanahary alle Tiere zusammen, um die Arbeit zu verteilen.

Zuerst sprach er die Biene an: «Du bist sehr klug und geduldig. Du wirst wunderschöne Matten herstellen, die niemand nachmachen kann. Diese kannst du dann verkaufen und so deinen Lebensunterhalt bestreiten.»

Die Biene fing sofort an, und ihr Geschäft ging so gut, dass sie nebenbei noch Honig herstellen konnte. Da die Biene sehr klug und sparsam war, wollte sie den überschüssigen Honig lagern, aber sie fand keinen Platz um ihn unterzubringen. Die Biene flog deshalb zu Zanahary und bat ihn um Rat.

«Du könntest dir ein Haus bauen in der Art, wie du deine Matten webst», schlug Zanahary vor. «Darin kannst du dann deine Eier und deinen Honig ablegen. Wenn du dein Haus in viele kleine Fächer aufteilst, kannst du in einem wohnen und hast genug Platz, um alles zu lagern.

Die Biene begann sofort mit der Arbeit. Sie fand einen hohlen Baumstamm und fing an zu bauen. Jedes kleine Fach wurde mit Wachs ausgepolstert und dadurch so hart, dass sie zum Schluss ein großes Haus hatte.

Als sie fertig war, besuchte sie ihre Freunde, die Blumen, die ihr gerne Nektar überließen. Damit flog sie nach Hause und ließ in jedes kleine Fach ein wenig Nektar fließen, der dort zum besten Honig wurde. Als alles voll war, webte sie weiter Matten.

Viele Leute kamen zur Biene, um den guten Honig zu kaufen. Aber eines Tages merkte die Biene zu ihrem großen Schrecken, dass alle Matten und ihr Honig gestohlen worden waren. Während sie die Matten gewebt hatte, musste irgend jemand ihren Honig weggenommen haben, und als sie Honig hergestellt hatte, waren ihre Matten verschwunden.

Die Biene flog zu Zanahary und erklärte sehr ruhig, dass sie nicht länger arbeiten würde, denn es lohne sich nicht. Zanahary wollte, dass die Menschen auch weiterhin Honig essen könnten. Er dachte längere Zeit nach und sagte dann zur Biene: «Du musst mutig sein und weiter arbeiten. Aber damit so etwas nicht wieder geschieht, werde ich dir etwas zu deinem Schutz geben. Du wirst den Dieb stechen können, der dir deine Sachen stehlen will. Und noch etwas, in Zukunft brauchst du nur noch Honig herzustellen, denn man kann kaum an zwei Orten gleichzeitig sein.»

Die Biene, mit ihrer neuen Waffe, dem Stachel, flog zur Erde zurück. Sie brauchte nun keine Matten mehr zu weben und ihr Honig wurde noch besser als vorher. Sie selbst wurde zur Königin.





Die Springmaus und das Krokodil

Die Springmaus war eines der kleinsten Tiere im Dschungel, aber sie war bekannt für ihren Mut und ihre Listigkeit.

Eines schönen Tages kam Springmäuschen herab zu dem breiten, lehmigen Fluss, wo sich die Nilpferde im Schlamm wälzten und Vater Krokodil im Wasser umherschwamm. Springmäuschen wollte die andere Uferseite erreichen, aber wie sollte es hinüberkommen? Da hatte es eine Idee.

«He, Krokodil, alter Junge», rief es. «Ganz schön traurig, dass du so gar keine Verwandten hast! Ich habe eine Menge Brüder und Schwestern, viele Onkel und Tanten und Dutzende von Vettern. Aber du hast überhaupt niemanden. Du Armer.»

Vater Krokodil schlug kräftig mit dem Schwanz und sagte: «Du weißt gar nicht, worüber du redest, du dummes Ding. Ich bin sicher, dass meine Familie viel größer ist als Deine.»

Springmäuschen sagte lächelnd: «Das bezweifle ich. Von uns gibt es so viele, dass meilenweit nicht ein Grashalmchen zu sehen ist, wenn wir ein Familientreffen haben.»

«Das ist gar nichts», antwortete das Krokodil. «Bei unseren Familientreffen muss jeder seine Stimme so laut erheben, dass sie kilometerweit trägt, damit alle hören können, was gesagt wird.»

Sie stritten so lange miteinander, bis das Springmäuschen sagte: «Es gibt nur einen Weg, diese Angelegenheit zu klären. Du musst alle deine Familienmitglieder zusammenrufen, und ich

werde sie dann zählen.» Das Krokodil war damit einverstanden und schwamm fort.

Springmäuschen wartete, bis Vater Krokodil mit seiner ganzen Familie zurückkehrte: Frau, Kinder, Enkel, Schwestern, Brüder, Vettern.

Das Springmäuschen schaute gelassen über die große Krokodilversammlung und sagte dann: «Weißt du, ich kann deine Verwandten nur zählen, wenn sie nebeneinander schwimmen und von dieser Seite des Ufers, bis zur anderen eine Reihe bilden. «Sehr gut», sagte das Krokodil, und erklärte allen, was zu tun wäre.

Sobald die Krokodile eine lange Reihe gebildet hatten, machte Springmäuschen einen Satz auf die Rücken der Krokodile und zählte dabei laut: «Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben...» Es hüpfte die Krokodilsbrücke entlang, bis es die andere Seite des Flusses erreicht hatte.

Als es sicher ans Ufer gesprungen war, drehte es sich um, und sagte lachend zu den Krokodilen: «Ihr dummen Kreaturen. Was interessiert mich, wie viele von Euch hier sind. Alles was ich wollte, war lediglich den Fluss zu überqueren. Vielen Dank, dass ihr mir dabei geholfen habt!»

Die überraschten Krokodile schlugen grollend mit den Schwänzen, aber Springmäuschen huschte fort zu seinem Heim mitten im Dschungel.

Kaloris und die Yamwurzeln

Es war einmal ein junger Mann mit Namen Kaloris, der ging eines Abends mit Pfeil und Bogen auf die Jagd, um einen fliegenden Fuchs zu schießen. Das ist eine Art Fledermaus, die gut schmeckt. Er war stolz auf seinen Bogen, denn er war der beste auf der Insel, und keiner der Männer konnte einen Pfeil so weit oder so genau schießen wie er. Mit der Fledermaus, die er geschossen hatte, ging er um Mitternacht zum Dorf zurück.

Wie er so im Mondlicht den Strand entlangbummelte, kam ihm eine Idee: Was für ein Abenteuer wäre es, den Mond zu besuchen!

Er blieb stehen, um einen Plan zu schmieden. Dann legte er sein Bündel Pfeile in den Sand, nahm einen heraus und spannte ihn in den Bogen. Sorgfältig zielte er auf den Mond, spannte die Sehne und ließ den Pfeil davonschwirren. Immer schneller flog der Pfeil, bis er endlich den Mond erreichte und sich fest in die Oberfläche bohrte. Kaloris nahm einen zweiten Pfeil, spannte den Bogen und zielte wiederum sehr sorgfältig. Der Pfeil durchbohrte den Schaft des ersten, genau wie geplant. So schoss er einen Pfeil nach dem anderen ab, bis sie eine lange Reihe bildeten. Sie reichte vom Mond bis zum Strand auf der Erde, wo Kaloris stand.

Kaloris zog sich an dem untersten Pfeil hoch und kletterte bis zum Mond. Dort war eine große Falltür in den Boden eingelassen. Er klopfte an.

«Herein», sagte eine Stimme. Kaloris zog die Tür auf und ging hinein. Dort sah er den Mann im Mond bei seiner Mahlzeit. «Wer bist du, und wie bist du hierhergekommen?»

«Ich bin Kaloris, und ich bin auf einer Leiter von Pfeilen hochgeklettert», sagte er und erklärte, wie er einen Pfeil in den anderen geschossen hatte.

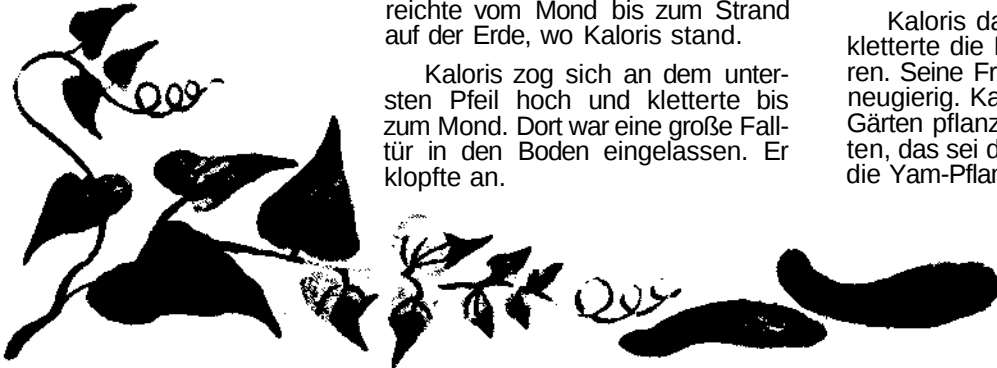
«Komm und iss mit, du mußt hungrig sein» sagte der Mann im Mond.

Kaloris dankte ihm und setzte sich zum Essen. «Das schmeckt gut, aber was ist das, was wir essen, mein Herr?»

«Das sind Yamwurzeln», sagte der Mann im Mond, «sicherlich habt ihr doch auch welche auf eurer Insel?»

Kaloris sagte ihm, dass er dieses Gemüse niemals zuvor gesehen habe. Da zeigte der Mann im Mond auf einen großen Haufen von Yam-Pflanzen und sagte ihm, er könne soviel davon nehmen, wie er wolle. Dann warfen sie die Pflanzen durch die Falltür. Sie landeten genau auf dem Strand, wo Kaloris mit Pfeil und Bogen gestanden hatte.

Kaloris dankte dem Mann im Mond, sagte Aufwiedersehen und kletterte die Leiter aus Pfeilen hinab, um nach Hause zurückzukehren. Seine Freunde sahen die seltsamen Pflanzen und umringten ihn neugierig. Kaloris sagte, sie sollten die Yams mitnehmen und in ihre Gärten pflanzen. Bald hatten sie eine gute Ernte und alle Leute sagten, das sei die beste Speise, die sie jemals gekostet hätten. So sind die Yam-Pflanzen auf ihre Insel gekommen.



Das Kamel und die Katze

Ali war sehr arm. Alles was er besaß, waren ein Kamel und eine kleine Katze. Das Kamel, das er schon viele Jahre hatte, war wie ein guter Freund für ihn. Eines Morgens, als er hinaus ging, um es zu füttern, war es verschwunden. Er suchte überall nach ihm, aber es war nicht zu finden.

Am nächsten Tag ging Ali traurig die Straße entlang und suchte wieder überall. Er begann zu weinen.

Würde er seinen Freund jemals wiedersehen? «Ach, wenigstens einmal muss ich mein Kamel noch sehen. Ich will es ja nicht behalten. Ich würde es für ein Pfund verkaufen, wenn ich es nur einmal noch sehen dürfte.»

Gerade als Ali das gesagt hatte, sah er etwas die Straße entlang auf ihn zukommen. Konnte es möglich sein? Ja, es war sein eigenes Kamel, sein Freund, mit einem Mann. Wie glücklich war er! «Wo haben Sie mein Kamel gefunden?» fragte er den alten Mann.

«Ich fand es in der Nähe meines Hauses», antwortete er, «und ich suche nach seinem Besitzer.»

«Es ist mein Kamel!» sagte Ali. «Vielen Dank!»

Ali nahm sein Kamel mit nach Hause. Er war überglücklich, bis ihm einfiel, dass er gesagt hatte, dass er es nämlich für ein Pfund verkaufen wollte, wenn er es noch einmal sehen könnte. Er wusste, dass er halten musste, was er versprochen hatte. Aber das war sehr hart. Was konnte er tun? Am nächsten Morgen ging er in aller Frühe zu dem

Platz, wo die Tiere gekauft und verkauft werden. «Ich möchte mein Kamel verkaufen, ein sehr gutes Kamel», sagte er zu den Männern dort.

«Wieviel möchtest du für dein Kamel haben?» fragten sie. «Ein Pfund», war die Antwort.

«Ein Pfund für ein Kamel!» Die Leute kamen angerannt. «Ist es kräftig und gesund? Oder ist es alt und krank? Das ist sehr wenig Geld für ein Kamel. Wo ist es?»

«Ich möchte aber auch meine Katze verkaufen», sagte Ali, «eine sehr schöne Katze, für einhundert Pfund. Und dann noch etwas, ich werde mein Kamel nur zusammen mit der Katze verkaufen. Wer gibt mir einhundertundein Pfund für die zwei Tiere?»

Die Leute, die angerannt gekommen waren, um das Kamel zu kaufen, wurden nun ärgerlich. «Wer hat jemals gehört, dass man einhundert Pfund für eine Katze bezahlt!» schrien sie.

«Keine Katze, kein Kamel», sagte Ali und wartete, ob jemand seine beiden Tiere kaufen würde. Nach einiger Zeit sagte er: «Gut, ich habe probiert, das zu tun, was ich versprochen hatte, nämlich mein Kamel für ein Pfund zu verkaufen. Wenn es niemand kaufen möchte, was kann ich dafür?» Und er ging mit seinem Kamel und seiner Katze nach Hause und war sehr sehr glücklich.

Der Kojote und die Schildkröte

Vor langer, langer Zeit lebte in Mexiko eine junge Schildkröte. Eines Morgens in aller Hergottsfrühe, vor Sonnenaufgang, kroch sie aus ihrem Heim, dem kühlen, tiefen Fluss. Sie entfernte sich immer weiter von ihrem Fluss, bis sie sich verirrt, die dumme junge Schildkröte. Sie vergaß, dass bald die heiße mexikanische Sonne vom Himmel brennen würde. Flusschildkröten müssen es feucht und kühl haben. Sie sterben schnell in der prallen Sonne.

Wie heiß und trocken wurde es aber, sobald die Sonne aufging! Die kleine Schildkröte war weit entfernt von ihrem Zuhause und konnte nun nicht weiter gehen. Sie kroch unter einen dornigen grüngrauen Kaktus, der ein wenig Schatten spendete. Sie hatte Angst, nie wieder nach Hause zu kommen, und begann zu weinen.

Da kam ein Kojote vorbei. Kojoten sind listig und grausam. Als der Kojote die kleine Schildkröte unter dem Kaktus weinen hörte, dachte er bei sich: «Das ist aber ein schönes Lied, das die Schildkröte da singt! Ich möchte es gerne lernen.» So bat er die Schildkröte, ihm ihr Lied beizubringen.

«Aber ich singe gar nicht, Herr Kojote», schluchzte die Schildkröte. «Nie im Leben war ich weniger in Stimmung zu singen!»

Der Kojote glaubte ihr nicht. «Wenn du mir nicht dein Lied beibringst, werde ich dich zum Mittagessen verschlingen!» sagte er zu der kleinen Schildkröte.

Wenn auch die junge Schildkröte dumm genug war, die heiße Sonne zu vergessen, war sie andererseits doch klug. «Du

wirst kein Vergnügen an diesem Mittagessen haben, Herr Kojote», sagte sie. «Mein harter Panzer würde dir die Kehle aufreißen, wenn du mich verschlingst.»

Der Kojote schaute auf den Schildkrötenpanzer und sah, dass es wohl stimmte. «Dann werde ich dich aus dem Schatten tragen und in den heißen Sonnenschein legen», sagte er mit einem grausamen Lächeln.

Die Schildkröte war erschrocken, antwortete aber tapfer: «Das würde mir nicht weh tun, Herr Kojote, denn ich kann Kopf und Füße unter meinem Panzer vor der Sonne verstecken.» (Das aber würde sie, wie wir wissen, nicht wirklich schützen.) Der Kojote dachte nach. «Wenn du mir dein Lied nicht beibringst, werfe ich dich in den kalten, tiefen Fluss.»

Wie sich da die Schildkröte heimlich freute! Aber sie tat, als wäre sie sehr erschrocken. «Oh, Herr Kojote, bitte tun Sie das nicht! Ich werde in dem kalten, tiefen Wasser ertrinken!»

Der Kojote knurrte, nahm die kleine Schildkröte in seinen Fang und trug sie den ganzen Weg zurück zum Fluss, wo er sie ins Wasser warf. Platsch!

Wie kalt und feucht war es da! Die junge Schildkröte schwamm so weit hinaus, dass der Kojote sie nicht mehr fassen konnte und rief vergnügt: «Danke, Herr Kojote, dass Sie mich heimgebracht haben! Danke, dass Sie mir geholfen haben.»

Als der Kojote gemerkt hatte, wie ihn die Schildkröte an der Nase herumgeführt hatte, bellte er ärgerlich und sprang mit großen Sätzen zurück in den Sonnenschein.



Der kleine graue Esel

Das graue Eselchen schlief
eines Nachts in seiner verfallenen Hütte ein.
Das Dach konnte es nicht trockenhalten
und die Tür wollte nicht schließen.

Wiederkäuend stand sein Nachbar, der Ochse,
neben ihm, mit geduldig stierem Blick.
Des Tages harte Arbeit machte aus ihnen
ein trauriges und müdes Paar.

Aber dies war eine ganz besondere Nacht,
eine voller Geheimnisse.
Man sagte, ihre Botschaft würde tatsächlich
eines Tages die Geschichte verändern.

Denn dort lag ein winziges Kind
neugeboren im Stroh.
Es war so süß und sanft,
dass die Tiere alle ehrfürchtig vor ihm standen.

Das Eselchen ermunterte den Ochsen
seinen warmen Atem über das Kind streichen zu lassen.
Sie standen neben der Krippe und
erfüllten die kalte Nacht mit Wärme.